



PINAR ATALAY

Schwimmen muss man selbst

Wie ich als Arbeiterkind den Weg ins
deutsche Fernsehen fand



PENGUIN VERLAG

Für meine Eltern

Inhalt

- Prolog **9**
 - Eine Bestandsaufnahme vorab **20**
 - Pommes und Pfefferminztee **48**
 - Singen und kämpfen **60**
 - Abschied und ankommen **79**
 - Hin und zurück **112**
 - Vertrauen und Kontrolle **121**
 - Lehre und Aufstand **133**
 - Suchen und Fragen **204**
 - Pragmatismus und Übermut **239**
 - Hören und Sehen **272**
 - Hier sein und gleich sein **298**
 - tagesthemen und Sechser im Lotto **310**
 - Fazit **325**
- Literatur und Quellen **332**

Für dieses Buch geführte Interviews

Gespräch mit Sibel Kekilli **33**

Gespräch mit Deniz Ohde **65**

Gespräch mit Aminata Touré **90**

Gespräch mit Elfriede Vehmeier **123**

Gespräch mit Werner Damm **138**

Gespräch mit Manuela Schwesig **159**

Gespräch mit Andreas Dresen **174**

Gespräch mit Elke Büdenbender **215**

Gespräch mit Armin Laschet **255**

Gespräch mit Andreas Cichowicz **283**

Prolog

Als ich ein Kind war, schien alles sehr einfach. Meine Welt bestand aus dem Dorf, in dem ich lebte. Etwa 4000 Einwohner, ziemlich viele Hügel, ziemlich viel Grün, ziemlich wenig los. Es gab eine kleine Grundschule, die alle Kinder des Ortes besuchten. Ich hatte es nicht weit dorthin, über einen Pattweg machte ich mich tagtäglich mit meinem Ranzen auf den Weg zu Frau Küster, meiner klein gewachsenen, weißhaarigen Klassenlehrerin, von der noch die Rede sein wird. Lief ich den Hügel an der Grundschule weiter, kam ich in die kleine Einkaufsstraße – Flecken genannt –, offizieller Mittelpunkt für die umliegenden noch kleineren Dörfer, immerhin. Im Flecken reihten sich kleine Bäckereien an einen örtlichen Fleischer und einen vollgepfropften Schreibwarenladen, in dem ich am liebsten Stunden verbracht hätte. Doch meist war schon nach fünf Minuten das wenige Geld in meinem Glitzerbeutelchen verplant.

Auf dem Weg nach Hause kam ich fast täglich an dem verhältnismäßig großen Friedhof vorbei, der uns Kindern oft als Abkürzung zum Reitstall diente und bei Dunkelheit das Gruseln lehrte. Fuhr ich mit dem Rad noch ein Stückchen weiter, war das Dorf schon wieder zu Ende. Extertal-Bösingfeld – auf Wiedersehen.

Wir lebten in einem trostlos schwarz geklinkerten Sozialbau auf zweieinhalb Zimmern, Küche, Bad und einem Balkon, der immerhin auf eine grüne Wiese blicken ließ. Wir, das waren meine Mutter, mein Vater, meine Schwester und ich. Der Rest der Familie war in der fernen Türkei, Oma, Opa, Tante, Onkel, Cousinen und Cousins. Wir waren es gewohnt, im Viererpack zu leben. Nach der Schule trennte ich Hosensäume auf, um meiner Mutter in ihrer Schneiderei zu helfen. Nachmittags freute ich mich auf meinen Vater, der mit seinen verstaubten Tischler-Hosen von der Schicht nach Hause kam.

Ich hatte eine glückliche Kindheit, die wunderbare lipische Natur bot Raum für alle erdenklichen Spiele an der frischen Luft, und irgendeines der Nachbarskinder saß immer in der Sandkiste und wartete auf Unterstützung beim Burgenbauen. Meine Eltern taten alles, um mir diese schöne Kindheit zu ermöglichen und mich einfach Kind sein zu lassen. Doch je älter ich wurde, desto komplizierter wurde es. Als Teenager wurde mir nach und nach immer mehr bewusst: Irgendetwas ist anders als bei meinen Freundinnen und Freunden. Es war nicht nur der Name, den sonst keiner trug, nicht die dunklen Augen und das tiefbraune Haar, das zwischen all meinen meist hellhaarigen Freundinnen und Freunden herausstach. Nicht die andere Sprache, in der wir uns zu Hause unterhielten, oder die Tausende Kilometer entfernt lebende Verwandtschaft, die ich einmal im Jahr sah. Nein: Die Eltern meiner Freundinnen und Freunde waren Lehrerinnen und Lehrer, Geschäftsführer oder Ärzte. Sie gingen regelmäßig ins Theater, hatten ein Klavier in ihrem Wohnzimmer stehen, hörten mit ihrer Großmutter bei Nachmittagskaffee und Bienenstich Beethovens Neunte und spielten mit dem

Onkel Canasta. An Weihnachten feierten sie mit der ganzen Familie unterm dicht behangenen Christbaum samt Festbraten, Rotwein und Geschenken. Und wenn sie in den Urlaub fuhren, brachten sie Souvenirs aus Mallorca mit oder eine magnetische Freiheitsstatue aus New York für den Kühlschrank. Sie segelten durch Schwedens Schärenwälder und genossen frisch gebackene Croissants in Paris. Waren sie zu Hause, wohnten meine Freundinnen und Freunde mit ihrer Familie meist in einem ganzen Haus für sich. Wie oft stand ich vor den hell erleuchteten Einfamilienhäusern und wunderte mich, dass tatsächlich nur eine einzige Familie dort lebte, auf zwei oder sogar mehr Stockwerken. EIN-Familienhaus! Ich kannte nur Plattenbau.

Wenn ich die Eltern meiner Freundinnen und Freunde gefragt hätte, was ihre Kinder später mal nach der Schule machen sollten, hätten sie geantwortet: studieren. So wie sie es selbst getan hatten. In Berlin, in München, in London oder Madrid. Für mich hätte sich das angehört, als zögen sie auf den Mond. Ich hatte es nur mit viel Überredungskunst von der Grundschule auf das Gymnasium geschafft. Nicht weil ich in der Schule schlechter gewesen wäre als die anderen. Aber ich war nun mal das türkische Mädchen, das Arbeiterkind aus einer bildungsfernen Familie. Und dem traute man in den 80er-Jahren noch weniger zu als heute. Mein Weg in der deutschen Gesellschaft schien vorgezeichnet: höchstens Realschule, danach eine Lehre. Vielleicht auch in der Schneiderei, wie meine Mutter, oder beim Friseur, wie eines der anderen türkischstämmigen Mädchen aus der Nachbarschaft? Die Vorstellungskraft der alteingesessenen Bevölkerung und auch der Politik, was die Kinder der sogenannten Gastarbeiterinnen und Gastarbeiter in Deutschland erreichen könnten, war nicht

besonders ausgeprägt. Schließlich würden sie ja ohnehin bald wieder zurückkehren in das Land, aus dem ihre Eltern kamen.

Das war die Idee hinter dem System: Die Italiener, Türken, Portugiesen sollten die Arbeit bewältigen, solange sie anfiel. Fiel keine mehr an, sollten sie Deutschland wieder verlassen. Dem damaligen Bundeskanzler Helmut Kohl schwebte offenbar eine konkrete Idee vor: Man sollte die Türken möglichst wieder loswerden. In den sogenannten Thatcher-Protokollen, die von Gesprächen des Altkanzlers mit der damaligen britischen Premierministerin zeugen, heißt es: »Kanzler Kohl sagte, (...) über die nächsten vier Jahre werde es notwendig sein, die Zahl der Türken um 50 Prozent zu reduzieren – aber er könne dies noch nicht öffentlich sagen.« Weiter soll er laut Protokoll geäußert haben: »Deutschland habe kein Problem mit den Portugiesen, den Italienern, selbst den Südostasiaten, weil diese Gemeinschaften sich gut integrierten. Aber die Türken kämen aus einer sehr andersartigen Kultur.«

Insgesamt war der damalige gesellschaftliche Konsens in der Bundesrepublik: »Die Türken sind Gastarbeiter und müssen heim«, wie es der Freiburger Historiker Ulrich Herbert ausdrückt. In diesem gesellschaftlichen Klima wäre es also nur normal gewesen, hätte ich einen Job an der Supermarktkasse angenommen und wäre dann schnellstmöglich mit meinen Eltern in die Türkei gezogen, auf Nimmerwiedersehen. Doch es kam anders.

Ich werde immer wieder gefragt, wie ich es »geschafft« habe. Was bei mir anders war als bei anderen mit ähnlichen Voraussetzungen. Wie aus dem Arbeiterkind mit türkischen Wurzeln, aufgewachsen in einem Dorf im Kreis Lippe, die bundesweit bekannte Journalistin und Modera-

torin wurde, die ihre Zuschauer und Zuschauerinnen zur besten Sendezeit im deutschen Fernsehen begrüßt. Die den Bundespräsidenten trifft, für ein Interview mit dem türkischen Ministerpräsidenten mal eben in die Türkei fliegt. Gesundheitsminister Jens Spahn zur Corona-Krise interviewt und Kanzlerin Angela Merkel zur Jugend von heute. Die einen Politik-Talk moderiert und ein Kanzler-Innen-Triell. Deren Vater, ein treuer Nachrichtengucker, es manchmal immer noch nicht glauben kann, dass sein Nachname im deutschen Fernsehen auftaucht. Dem Fernsehen, mit dem er, wie viele andere Migranten auch, einst die deutsche Sprache gelernt hat.

Wie kann der Aufstieg gelingen für Menschen, die eine andere soziale Herkunft haben? Die nicht zum Bildungsbürgertum gehören und denen von außen betrachtet keine aussichtsreichen Chancen in die Wiege gelegt wurden. Deren Eltern zumal nicht im deutschen System groß geworden sind, die hiesige Sprache erst erlernen mussten und ebenso die kulturellen Gepflogenheiten. Eltern, die anfangs im Hinterkopf hatten, ohnehin irgendwann wieder in die Heimat zurückzukehren. Was wir übrigens 1986 auch taten. Ich war gerade acht Jahre alt, als wir mit Sack und Pack nach Istanbul zogen. Dieses einschneidende Erlebnis ist ein Kapitel für sich, von dem ich später erzählen will.

Wie gelingt es, den vermeintlich vorgezeichneten Weg zu verlassen, zum Aufsteiger zu werden und sein soziales Umfeld zu verändern?

Es ist nicht der eine Punkt, der die Wende bringt. Nicht der eine Mensch, der einem hilft. Nicht der eine Schritt, den man selber geht. Nicht die eine gesellschaftliche Veränderung, die entscheidend ist. Es ist eine multikausale

Erzählung. Eine Erzählung, die individuell betrachtet werden sollte, die aber gleichzeitig ohne bestimmte äußere Faktoren nicht auskommt. Es ist eine Erzählung, über die ich mir vor allem nach meinem Start bei den tagesthemen viele Gedanken gemacht habe. Wurde ich doch ab diesem Moment zur bundesweit bekannten »Moderatorin mit Migrationshintergrund«, im Winter 2013/2014, als ich bereits seit fast 15 Jahren als Journalistin und Moderatorin arbeitete. Die Wochenzeitung *Die Zeit* titelte damals: »Sie sprechen aber gut Deutsch« – ein merkwürdiger Satz, von dem ich der Autorin erzählt hatte, weil ich ihn immer wieder in meinem Leben zu hören bekam. Die Schlagzeile bei *Spiegel Online* lautete: »Türken haben immer noch ein Gastarbeiter-Image.« Auch eines meiner Zitate, allerdings ebenso eines von vielen anderen, die ich in dem Interview geäußert hatte. Aber dieses schaffte es in die Headline. Fast kein Interview, kein Zeitungsbericht wurde verfasst ohne den Hinweis auf meine türkische Herkunft, meinen sogenannten Migrationshintergrund. Von außen betrachtet, schien dieser Punkt der wichtigste zu sein, wenn es um die Moderation der tagesthemen ging.

Mich hat das in dieser Massivität überrascht. Schließlich war ich in Deutschland geboren, hatte den deutschen Pass und arbeitete schon seit einer gefühlten Ewigkeit für Rundfunk und Fernsehen. Ich habe mich immer als natürlichen Teil der Gesellschaft gesehen. Nie aus einer Opferperspektive auf die Welt geblickt. Und nie aus der Sicht einer Minderheit. Trotzdem konnte ich den Impuls der Kolleginnen und Kollegen verstehen, denn es war ungewöhnlich, dass eine Frau wie ich es zu einer der bekanntesten Nachrichtenmoderatorinnen des Landes brachte. Ich war nicht für

ein einflussreiches Leben bestimmt, wie andere in diesen Positionen vielleicht eher. Es war ungewöhnlich, dass eine türkischstämmige Frau vollkommen selbstverständlich die Nachrichten präsentierte, Nachrichten, die alle etwas angehen, Primetime, kein leichtes Format, das irgendwo im Nachmittagsprogramm läuft. Es fiel also auf. Ich fiel auf. Und so bewegte ich mich damals zwischen Freude und Hader. Freude, weil ich diesen besonderen Job machen würde, in einem tollen Team. Ich würde eine der wichtigsten Nachrichtensendungen im deutschen Fernsehen moderieren. Eine Kollegin schrieb mir damals eine Mail mit den Worten »Das ist ja wie ein Sechser im Lotto«. Das beschreibt es eigentlich ganz gut. Ich war glücklich und demütig ob der Aufgabe. Aber es war da eben auch Hader, weil mich diese neue, besondere Rolle mit Fragen und Kli-schees konfrontierte, die ich bislang in dieser Intensität nicht gespürt hatte.

Ich beschäftige mich seit Jahren mit der Frage, welche Rolle Herkunft spielt und welche Rolle sie dagegen nicht spielen sollte. Und vor allem mit der Frage, was Herkunft eigentlich impliziert. Geht es um die ethnische Herkunft, Nationalität, darum, wo die Eltern oder man selbst geboren wurde? Geht es um die soziale Herkunft, also darum, welchen Bildungsgrad die Eltern und Verwandten haben, welchen man selbst hat und wie viel Geld der Familie zur Verfügung steht? Wie spielt beides zusammen?

Schon in der Überlegung zum Titel dieses Buches spiegelt sich mein »Hader und Freude« wider. Oder eher in der Überlegung zum Untertitel: »Wie ich als Arbeiterkind den Weg ins deutsche Fernsehen fand« – sollte da noch das »türkische« hinzukommen? Aber es stand für mich persönlich doch nicht dauerhaft im Vordergrund. Ging es mir

nicht viel mehr um das Arbeiterkind, das aus einem bildungsfernen Haushalt kommt? Ließ sich meine Situation dagegen ohne das »türkische« genügend beschreiben, und welchen Blick lenkt der Begriff »Arbeiterkind« auf mich, eine Frau Anfang vierzig, die schon lange mit beiden Beinen im Leben steht?

Dieses Buch ist eine Auseinandersetzung mit all diesen Fragen, die sich viele Menschen stellen. Solche, die selbst betroffen sind, ob nun als »Migrantenkinder« oder »Arbeiterkinder« oder, wie in meinem Fall, als »türkischstämmiges Arbeiterkind«. Aber auch als Deutsche, die im Osten Deutschlands groß geworden sind, vor der Wende. Die also auch aus einem anderen System »dazukamen«, oft schwierige Startbedingungen hatten und noch heute manches Mal ein Außenseitergefühl spüren. Und solche, die sich der gesellschaftlichen Debatte stellen, die diese Thematik mit sich bringt.

Ich halte die Frage nach Herkunft und danach, was sie bedeutet, welche Konsequenzen sie hat, für eine der wichtigsten Fragen unserer Zeit und unserer Zukunft. Entscheidet sie doch über das Zusammenleben in diesem Land, über seinen Erfolg und seine gesellschaftlichen Perspektiven. Und auch über ein friedvolles Zusammenleben.

Diese multikausale Erzählung, sie ist meine persönliche, aber auch eine gesellschaftliche, und sie ist offen für den Diskurs. Ich habe für dieses Buch viele Gespräche geführt. Mit Menschen, die mich in meinem Leben begleitet und gefördert haben, wie meine ehemalige Reitlehrerin oder mein Jahrgangsstufenleiter am Gymnasium. Es war spannend, sie so viele Jahre später als Erwachsene zu treffen und ihre Sicht auf mich und die Dinge zu erfahren. Ich sprach auch mit dem NDR-Chefredakteur, ohne dessen Hilfe ich wohl

kaum den Sprung nach oben geschafft hätte. Mit jenen, die selbst BildungsaufsteigerInnen sind, wie die »First Lady«, Elke Büdenbender. Sie hat als Erste in ihrer Familie studiert und arbeitete sich hoch von der Auszubildenden in einem Maschinenbaubetrieb zur Verwaltungsrichterin. Als Ehefrau des Bundespräsidenten Frank-Walter Steinmeier setzt sie sich heute für junge Menschen ein, damit diese ihren Weg gehen können. Beeindruckt hat mich auch die junge Autorin Deniz Ohde, Tochter eines Türken und einer Deutschen, aufgewachsen in einer Arbeiterfamilie in Frankfurt am Main. In ihrem zum Teil autobiografischen Debütroman beschreibt sie die Unterschiede der Klassen gesellschaft, was Herkunft, das Milieu, aus dem sie stammt, bedeuten. Der CDU-Vorsitzende und nordrhein-westfälische Ministerpräsident Armin Laschet kann eine Schlüsselrolle spielen, wenn es um mehr Chancengerechtigkeit geht, möglicherweise ist er zum Zeitpunkt der Veröffentlichung meines Buches Bundeskanzler – die Chance besteht, heute im Sommer 2021. Der Sohn eines Bergarbeiters bekennt sich in unserem Gespräch zu Deutschland als Einwanderungsland und hätte seinen Bildungsweg ohne Hilfe kaum geschafft, wie er selbst sagt. Die Schauspielerin Sibel Kekilli, die ich gut kenne, hat einen kometenhaften Start hingelegt, als sie mit der Hauptrolle in »Gegen die Wand« über Nacht berühmt wurde. Sie hatte es schwer als Kind und muss jetzt noch gegen Klischees kämpfen. Ist heute aber eine starke Frau, die ein selbstbestimmtes Leben führt. Die Ministerpräsidentin von Mecklenburg-Vorpommern und SPD-Politikerin Manuela Schwesig, aufgewachsen in einem kleinen Ort in der damaligen DDR, wurde oft unterschätzt, nach dem Motto: jung, blond, ostdeutsch. Was sie aber noch stärker gemacht hat. Der Regisseur Andreas Dresen, ebenso

geboren und aufgewachsen in Ostdeutschland, sieht auch das kapitalistische System als Hinderungsgrund für Chancengerechtigkeit und sieht die Chancen Ost- und Westdeutscher noch immer ungleich verteilt. Sehr aufschlussreich und beeindruckend war auch mein Gespräch mit der Grünen-Politikerin Aminata Touré, Kind malinesischer Flüchtlinge und Vizepräsidentin des Schleswig-Holsteinischen Landtags. Sie muss sich immer wieder rechtfertigen und fragt sich manchmal, ob sie mit ihrer Geschichte richtig ist unter all den weißen, älteren Politikern.

Meine Gesprächspartnerinnen und -partner hatten alle mit Barrieren zu kämpfen, mit handfesten und solchen in den Köpfen anderer. Sie alle haben den Aufstieg geschafft, obwohl sie aus einem Umfeld kommen, das ihnen das Leben nicht leichter gemacht hat. Sie alle erzählen mir ihre persönliche Geschichte, erzählen von Vorurteilen und Schwierigkeiten. Aber auch von ihren Gedanken, ihrer Selbstwahrnehmung, davon, ob sie sich überhaupt als Aufsteiger oder Aufsteigerin sehen, als jemanden, der es »geschafft« hat. Sie alle haben die Hürden überwunden und verraten, wer oder was sie unterstützt hat auf ihrem Weg. Sie gehen mit mir in die Analyse, suchen nach Gründen für Ungerechtigkeiten und Ungleichheiten. Und sie sind teils selbst in der Verantwortung, dagegen anzugehen.

Ich will nicht nur zurückschauen, sondern wissen, wie es vor allem junge Menschen künftig leichter haben können, trotz ihrer sogenannten Klassenzugehörigkeit. Ich habe darüber nachgedacht, ob es richtig ist, nur mit denen zu sprechen, die es »geschafft« haben. Die heute ein mehr oder weniger privilegiertes Leben führen und bekannt sind. Und ich bin zu dem Schluss gekommen, dass es diese Geschichten sind, die Mut machen können, die zeigen, was

wichtig sein kann, welche Lebensmomente und Unterstützer eine Rolle spielen. Es sind Geschichten mitten aus dem Leben, die etwas verändern können, und die will ich, zusammen mit meiner eigenen, erzählen.

Eine Bestandsaufnahme vorab

Blickt man sich in den Redaktionen der großen deutschen Fernsehsender und Zeitungshäuser um, ist ein Name wie Pinar Atalay immer noch mehr Ausnahme als Regel. Auch wenn Menschen mit »anderen« Hintergründen in den vergangenen Jahren präsenter geworden sind und auch in wichtigen und prominenten Positionen arbeiten. Mittlerweile werden ihre Namen sogar richtig ausgesprochen. Ja, die Ös und Üs und diese in der deutschen Sprache ungewohnten Ğs und Şs (wie bei Uğur Şahin) tauchen auf, aber in der Mehrheitsgesellschaft geht das oft unter, denn es sind prozentual gesehen viel zu wenige – repräsentativ ist das nicht. Ein Bericht der Neuen Deutschen Medienmacher, der sich mit Diversität in den Medien befasst, zeigt: Vor allem Chefredaktionen sind geschlossene Gesellschaften. Gerade mal sechs Prozent der Chefredakteurinnen und Chefredakteure haben einen sogenannten Migrationshintergrund. Und unter diesen wenigen ist keine Einzige und kein Einziger, der aus einer der größeren Einwanderungsgruppen stammt. Also türkischstämmig ist, russische Eltern hat oder polnische. Es sind Chefinnen und Chefs, deren einer Elternteil aus den deutschen Nachbarländern kommt oder aus einem anderen EU-Land. Verwunderlich,

nach mehr als sechs Jahrzehnten Arbeitsmigration und vier Jahrzehnten Fluchtmigration, so das Fazit der Neuen Deutschen Medienmacher.

Dabei ist es nicht so, dass die Redaktionen keine Menschen mit anderen Hintergründen haben wollen. Fragt man die Verantwortlichen, liegt es oft an der mangelnden Qualifikation der Bewerber. Doch so einfach lässt es sich nicht erklären. Denn hört man die jungen Leute, die potenziellen Journalistinnen und Journalisten, dann sind es viele verschiedene Gründe, die sie davon abhalten, in den Journalismus zu gehen.

Der WDR versucht mit einem eigenen Projekt, »WDR grenzenlos«, mehr junge Frauen und Männer aus unterschiedlichen sozialen Schichten und mit Migrationsgeschichte in den Sender zu holen. Bei einer Moderation des Grenzenlos-Alumni-Tages in Köln durfte ich viele der Teilnehmer und Teilnehmerinnen kennenlernen. Sie alle einte, dass sie nicht den klassischen Lebenslauf vorlegen konnten. Entweder waren sie erst wenige Jahre in Deutschland, oder sie hatten nicht die finanziellen Mittel für eine journalistische Ausbildung, oft kam beides zusammen. Manche hatten bereits erste Erfahrungen gemacht, andere entdeckten die Medien neu für sich. Im Gespräch erzählten mir einige der jungen Leute, dass sie sich nicht getraut hatten, sich »normal« zu bewerben. Die Chance, dass jemand sich für sie interessieren würde, mit ihrem Lebenslauf, schätzten sie als gering ein. Und so ließen sie es eben. Auch im Elternhaus spürten sie nicht immer Rückhalt: Journalismus? Lässt sich damit die Miete zahlen und eine Familie gründen? Muss man dafür nicht studiert haben wie die »weißen« Kinder aus den wohlhabenderen Stadtteilen? Ist das überhaupt ein erstrebenswerter Beruf? Denn Journa-

listinnen und Journalisten in anderen Ländern haben oft ein schlechtes Image.

Die Skepsis ist immer wieder groß, der Druck, Geld zu verdienen ebenso, da scheint ein übliches Handwerk oder ein Beruf wie Ingenieur/Ingenieurin die sicherere Variante zu sein. Manche der Teilnehmerinnen und Teilnehmer waren bereits vor zehn Jahren bei dem Programm dabei gewesen und hatten mittlerweile als Reporterinnen und Reporter, Moderatorinnen und Moderatoren oder Redakteurinnen und Redakteure Fuß gefasst. Andere überwanden im aktuellen Programm die Grenzen der Medienwelt.

Aber taten sie das wirklich? Ich war erstaunt, wie kontrovers sie das Projekt und auch ihren Sender, der ihnen immerhin eine Chance gab, sahen. Zwar waren alle dankbar, dass der WDR ein solches Programm anbot. Aber der ein oder andere war frustriert, weil es nach dem Projektjahr oft nicht wie gewünscht weiterging. Viele fanden sich, wenn überhaupt, als freie Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in Redaktionen wieder, die sich um »Migrationsthemen« kümmern. Dabei würden viele der jungen Leute lieber beim hippen Radio arbeiten oder in einem Fernseh-Regionalstudio. Der WDR-Leitung muss man zugutehalten, dass sie die Kritik ernst nimmt und sich der Diskussion und den Sorgen stellt.

Wie wichtig es ist, dass Menschen mit verschiedenen Migrationsgeschichten und unterschiedlichem sozialen Status in den Medien sichtbar und hörbar sind, zeigt sich immer wieder in Studien. Fragt man nach, ob sich Türkischstämmige, Arbeiterkinder oder Ostdeutsche in den Medien grundsätzlich wiederfinden, wird das meist mit »Nein« beantwortet. Dabei brauchen gerade junge Leute Menschen, mit denen sie sich identifizieren können. Deren Lebenswege ihren eigenen nahe sind, die ihnen auch

äußerlich ähnlich sehen und ihnen Mut machen, dass auch sie einen entsprechenden Weg einschlagen können. Die ihnen zeigen, dass sie Teil dieser Gesellschaft sind. Moderatorinnen wie Palina Rojinski oder Nazan Eckes in der Unterhaltung oder eben eine Pinar Atalay in der Information zeigen ihnen, dass ihre eigenen, vermeintlich schwer auszusprechenden Namen in Deutschland genauso dazugehören wie Laura oder Lukas. Die Möglichkeit der Identifikation gibt ihnen Selbstbewusstsein und lindert das Gefühl der Ausgrenzung, das viele empfinden. Und sie motiviert, sie zeigt Perspektiven auf, die andere sind als jene des direkten Umfeldes.

In den Redaktionen und auf dem Fernsehbildschirm wird die Gesellschaft, wie sie ist, nicht ausreichend abgebildet. Es ist noch zu selten, dass Menschen mit türkischen Wurzeln oder Schwarze oder jemand, dessen Eltern aus Asien kommen, in den Medien ganz natürlich auftauchen. Nicht nur als Macher, auch als Protagonisten. Ob in einem Fernsehfilm, in der Werbung, in einem Beitrag in der Zeitung, in einem Nachrichtenbericht im TV. Menschen mit Migrationsgeschichte kommen kaum zu Wort. Auf Initiative der Bremischen Landesmedienanstalt haben sich Medienhäuser wie ARD und ZDF sowie die Mediengruppe RTL im Februar 2020 zusammengetan und das Bündnis »Medien für Vielfalt« gegründet. Eine Art Bekenntnis, dass sich etwas ändern muss, und ich denke: Lieber spät als nie. Denn es läuft seit vielen Jahrzehnten etwas schief, in den meisten Bereichen. Blickt man beispielsweise auf deutsche Polit-Talkshows, hat sich vor allem in der Corona-Krise gezeigt, dass an der Diversität noch gearbeitet werden muss. Es ging nicht um die Flüchtlingskrise, die die Talks lange Zeit beschäftigt hatte und in der vielleicht die

ein oder andere Person of Color mehr befragt wurde. Es ging um eine Pandemie und eine Berichterstattung, wie ich sie bislang nicht erlebt hatte. Wir alle im Nachrichtenbereich berichten noch immer nonstop über die Pandemie und die Folgen der Corona-Krise, zu Recht. Das ganze Land, ja die ganze Welt ist davon betroffen, und so geht es auch jeden etwas an, wenn Intensivbetten knapp werden, Finanzpakete geschnürt werden oder Kitas und Schulen dicht bleiben. Auch für mich war und ist diese Situation außergewöhnlich. Ich berichte als News-Anchor über die Katastrophen dieser Welt, derer es so viele gibt. Dieses Mal sind ausnahmslos alle betroffen. Auch ich selbst, meine Familie, meine Kolleginnen und Kollegen.

Die, die in den Talkshows zu Wort kommen, stammen meist aus der sogenannten Mehrheitsgesellschaft. Der andere Großteil der Bevölkerung ist kaum sicht- und hörbar. People of Color sitzen nur selten in den Runden. Ein Beispiel, das bundesweit für Kritik gesorgt hat, war die WDR-Sendung »Die letzte Instanz«, in der ausschließlich »weiße« Frauen und Männer aus der sogenannten Mehrheitsgesellschaft darüber redeten, was rassistisch sei und was nicht. Ob man das Z-Wort, das Sinti*zze und Rom*nja verletzt, seit Jahrzehnten, verwenden könne. Der Tenor war: »Die« sollen sich mal nicht so anstellen. Kein von Rassismus Betroffener war dabei, keiner kam zu Wort. Der WDR und auch Teilnehmende dieser fragwürdigen Sendung haben sich entschuldigt. Möge sie als Beispiel in die Geschichte eingehen, wie man es nicht machen sollte.

Das Medienmagazin *Übermedien* hat im Juli 2020 eine sehr aufschlussreiche Analyse veröffentlicht: Im ersten Halbjahr 2020 waren in den öffentlich-rechtlichen Talkshows, also »Anne Will«, »Hart aber Fair«, »Maischberger«

und »Maybrit Illner«, gerade mal 8,1 Prozent der Gäste PoC. Wenn es ausschließlich um das Thema Corona ging, waren es sogar nur 4,6 Prozent.

Nun kann man sagen, es gibt nicht so viele potenzielle Gäste mit Migrationsgeschichte, die eingeladen werden könnten. Die Redaktionen versuchen es, aber entweder sie finden keine geeigneten Gesprächspartner, oder die Ange- sprochenen sagen ab. Wenn es darum geht, die Frauen- quote zu steigern, hört man diese Argumente auch häufig. Und aus eigener Erfahrung weiß ich – ich habe vier Jahre lang die Phoenix Runde moderiert –, dass es tatsächlich nicht immer einfach ist. Und dass sich geschätzte Kolleginnen wie Anne Will oder Sandra Maischberger damit auseinandersetzen und auf möglichst diverse Rundenbesetzung achten. Aber ich weiß auch, dass es umfassenderer Änderungen bedarf, zu viel hängt daran. Die Erklärung, wir versuchen es, aber es klappt nicht, reicht nicht aus. Denn in den Talks sitzen häufig Schauspielerinnen und Schauspieler oder fachfremde Journalistinnen und Journalisten, so das Fazit von *Übermedien*. Da ließe sich durchaus auch »anders« einladen. Es sind sicher eingespielte Einladungs- prozesse, die hier greifen. Expertinnen- und Experten-, Politikerinnen- und Politikerlisten, die man über die Jahre aufgebaut hat. Oft muss es schnell gehen, viele Faktoren spielen bei der Besetzung einer Talkrunde eine Rolle. In den meisten Redaktionen nimmt das Bewusstsein zu, die Umsetzung wird nur wohl noch etwas dauern.

Für diejenige oder denjenigen, der vor dem Fernseher sitzt und Sendungen wie »Hart aber Fair« oder »Anne Will« schaut, heißt das: Sie oder er fühlt sich weniger repräsentiert. Das passiert sicher oft eher unterbewusst. Das Thema betrifft einen ja nun mal ebenso wie den Nachbarn, die

Gäste sind spannend, die Sendung ist interessant. Und doch sind es meist die »weißen« alteingesessenen deutschen, eher männlichen, eher gut situierten Gäste, die einem die Welt erklären. Die Akademiker und Akademikerinnen. Und so ist deren Ansehen in der Gesellschaft auch größer, sie sind präsenter, haben mehr zu sagen.

Wenn Frauen und Männer, die einen anderen Hintergrund haben und nicht zu den »Weißen« oder den »Gebildeten« gezählt werden, weniger zu Wort kommen, werden sie auch weniger ernst genommen, ihnen fehlt im Wortsinne eine Stimme. Es gibt viele Menschen, deren Eltern aus dem Iran, aus Russland, der Türkei oder Pakistan kommen und die auf wichtigen Posten sitzen. Die Ärzte sind, Ingenieurinnen, Vorstandsvorsitzende, Sportlerinnen und Sportler, Künstler, ich kann die Liste noch beliebig fortführen. Die andere Qualitäten haben, als ausschließlich über Migrationsthemen zu sprechen oder die Probleme der Integration. Die ebenso in dieser Gesellschaft leben und sie mitgestalten wollen, in allen Bereichen.

Doch sie kommen eben seltener zu Wort. Meist wird über sie gesprochen, nicht mit ihnen. Blickt man über die eine Sendungsform des Politalks hinaus auf die gesamte Medienlandschaft, zeigt sich dieses Bild: In nur 12,3 Prozent der TV- und Zeitungsberichte über Eingewanderte werden die Betroffenen im O-Ton zitiert. Zu dem Ergebnis kommt Thomas Hestermann von der Hochschule Media- und Kommunikationswissenschaften (HMKW) in einer Expertise für den *Mediendienst*. Für die Studie wurden die acht reichweitenstärksten Fernsehsender und die auflagenstärksten überregionalen Tageszeitungen untersucht. Mehr als 25 Prozent der untersuchten Berichte über Menschen mit Einwanderungsgeschichte handeln von Gewalttaten. Und es geht meist um die Risiken der Ein-

wanderung, nicht um die Chancen. Dazu wird den Menschen oft ein bestimmtes Klischee angehaftet, dass nicht immer passend ist. Gerade junge Leute identifizieren sich mit Fernsehfiguren. In meinem Gespräch mit der Autorin Deniz Ohde offenbarte sie mir, wie sehr sie sich gefreut habe, als Sibel Kekilli auf dem Bildschirm auftauchte. Denn die meisten haben nicht die Chance, sich zu identifizieren, sie erkennen sich nicht wieder. In Fernsehfilmen sind Russen, Türken, Polen oft kriminell und zwielichtig. Schauspieler mit Migrationsgeschichte kennen es nur zu gut; wenn sie für Filme angefragt werden, sind sie oft die Bad Guys. Selten bietet man ihnen die Hauptrolle in der bayrischen Romanze an. Warum spielen Schauspielerinnen und Schauspieler mit türkischen Wurzeln im TV meist den Türken, der am besten noch kriminell ist oder mit seiner Migrationsgeschichte hadert? Warum nicht den Bergdoktor, warum ist er nicht ein Florian Silbereisen mit schwarzen Haaren und braunen Augen? Die Schauspielerin Sibel Kekilli hat gezeigt, dass man in einem »Tatort« auch Sarah Brand spielen, dass man in der internationalen Produktion »Game of Thrones« Erfolg haben kann. Doch auch sie wird vor allem in Deutschland immer wieder auf die ihr vermeintlich zugeteilte Rolle der türkischstämmigen Frau, die aus prekären Verhältnissen entkommen konnte, zurückgeworfen. Im Interview spreche ich noch mit ihr darüber.

Was sagt diese Sicht auf Menschen über eine Gesellschaft? Kinder aus sozialökonomisch schwachen Verhältnissen haben es meist schwerer, aufzusteigen. Und viele Menschen mit Migrationsgeschichte sind finanziell eher schwächer als der Rest der Gesellschaft. Das ist es, was mich in erster Linie immer wieder beschäftigt und beschäftigt hat. Seit meiner Kindheit. Diese Faktoren erge-

ben ein Sammelsurium an Gründen, das es Kindern und Jugendlichen schwerer macht, aufzusteigen. Ich gehörte zu diesen Kindern, die vor Probleme gestellt wurden, die andere womöglich in dieser Form nicht kennen. Es ist die Diversität der Probleme, um dieses Wort einmal in diesem Zusammenhang zu hören, die einem Steine in den Weg legen kann. Sogenannter Migrationshintergrund, Arbeiterfamilie, familiär niedriger Bildungsstatus, Dorfbewohnerin, Frau. Die Startbedingungen könnten einfacher sein.

Ich möchte nicht auf meine Migrationsgeschichte reduziert werden. Sie gehört zu mir, und das ist auch gut so. Es ist auch unmöglich, diese Tatsache zu ändern. Meine Eltern kommen aus der Türkei. Punkt. Und doch lässt sie sich nicht ausblenden, weil wir in einer Gesellschaft leben, in der es diese Kategorie gibt: »Mensch mit Migrationshintergrund«. Auch wenn die Einwanderer seit mehreren Generationen in Deutschland leben. Das Label loszuwerden scheint schier unmöglich, es haftet an einem. Und auch, dass meine Eltern nicht als Akademikerin und Akademiker in dieses Land kamen, sondern als Arbeiter, ist ein Fakt, an dem nicht zu rütteln ist. Auch das ist gut so, denn meine hart arbeitenden Eltern haben mir viel mit auf den Weg gegeben. Nämlich dass Fleiß sich auszahlt.

All das begleitet mich, mein Leben lang, und das, was daraus entstehen kann, muss variabel sein. Aus der Tatsache, dass die Eltern oder Großeltern nicht in Deutschland geboren wurden, aus dem Fakt, dass sie kein Abitur oder gar ein Studium vorweisen können, sollte nicht der Schluss gezogen werden, der eigene Weg sei vorgezeichnet. Das, was aus Voraussetzungen entstehen kann, liegt in unserer Macht. In erster Linie ist es Aufgabe einer modernen Gesellschaft, auch dies zur Modernität zu zählen. Und es

ist das Individuum selbst, das Individualität im eigenen Lebenslauf zulässt und möglich macht. Auch wenn es schwierig erscheint. Denn Kombinationen wie »Migrationsgeschichte/einkommensschwach/Frau« können den Lebensweg erschweren.

Wer beispielsweise aus einer Hartz-IV-Familie kommt, in der noch nie jemand einen höheren Bildungsweg eingeschlagen hat, der wird sich selbst ebenso weniger dafür interessieren. Oft machen diese Jugendlichen weiter wie die Eltern, sie landen im Niedriglohnsektor oder machen höchstens einen Realschulabschluss. Was ja auch in Ordnung ist, wenn sie das selbst so für sich entscheiden. Aber wenn sie mehr wollen, kommt meist die gläserne Decke, oder eher eine aus Beton. In Deutschland hängen Bildungschancen von Kindern stark von der sozialen Lage und dem Bildungsstand ihrer Eltern ab. Kinder gering gebildeter Eltern haben bei gleichen kognitiven Leistungen schlechtere Aussichten. Die Chancen von Kindern aus Akademikerfamilien auf einen Gymnasialbesuch sind fast viermal so hoch wie für Facharbeiterkinder und fast sechsmal so hoch wie für Kinder von Un- und Angelernten. Aus diesem Kreislauf zu entkommen, ist ein Kraftakt. Denn den Kindern und Jugendlichen wird weniger an die Hand gegeben, sie müssen es meist aus eigenem Antrieb schaffen. Sie sind seltener Mitglied in einem Verein, denn der kostet Geld. Sportarten wie Reiten, Tennis oder Segeln muss man sich leisten können. Und auch weniger »elitäre« Sportarten wie Turnen oder Tanzen müssen erst einmal bezahlt werden und es muss erst einmal die Zeit und die Motivation da sein, das Kind dort anzumelden. Umso weniger verwundert es, dass viele Kinder aus sozial schwachen Familien eher nicht in einem Club Sport treiben, sondern Fußball

spielen. Bolzen geht immer und überall und kostet ein Paar Schuhe und einen Ball. Auch der Klavierunterricht oder die Sprachschule werden eher zu teuer sein, auch hier trennt sich schon in jungen Jahren die Spreu vom Weizen. Insgesamt hängen diese Kinder und Jugendlichen hinterher, wenn es um die Förderung geht.

Die Corona-Krise zeigt auf bittere Art und Weise, wie Kinder und Jugendliche vor allem aus dem unteren sozialen Milieu abgehängt werden, wie sehr sie die Situation psychisch belastet und wie alleingelassen sie oftmals sind. Eine Umfrage des Universitätsklinikums Hamburg-Eppendorf hat gezeigt, wie sich die Pandemie auf die psychische Gesundheit von Kindern und Jugendlichen auswirkt. Demnach fühlten sich 70 Prozent der Befragten seelisch belastet. Stress, Angst, Depressionen. Betroffen waren vor allem Kinder aus sozial schwachen Familien. Die »COPSY«-Studie belegt, dass ein geringeres Einkommen der Eltern und beengter Wohnraum das Auftreten psychischer Auffälligkeiten bei Kindern fördern. Diesen Kindern wurde weniger Struktur im Tagesablauf angeboten, sie hatten keine Rückzugsmöglichkeiten, wenn drei Geschwister in einem Zimmer leben und es auch kein vernünftiges Wohnzimmer gibt. In der Schule wurden sie ohnehin abgehängt, ohne Laptop zu Hause lässt sich nicht am Online-Unterricht teilnehmen. Ohne Geld kein Gerät. Wenn es laut ist zu Hause, weil der Raum zu beengt ist, weil die Eltern frustriert streiten, weil sie ihren Job verloren haben, der ohnehin kaum etwas einbrachte, dann leiden diese Kinder, und es wird immer schwerer, aus diesem Teufelskreis herauszukommen. Viele werden in ihren Sprachkenntnissen zurückgeworfen, weil sie fast nur noch in der Familiensprache kommunizieren, und die ist bei vielen nicht Deutsch.

Die Kita oder die Schule als Ausgleich fehlen, und das macht sich bei manchen Kindern doppelt und dreifach bemerkbar. Die Pandemie-Ausnahmesituation zeigt Ungleichheiten noch stärker auf, und sie verstärkt sie.

Den Eltern einen Vorwurf zu machen, weil sie ihren Kindern nicht vorlesen oder ihnen nicht bei den Hausaufgaben helfen, weil sie sie nicht genügend fördern und unterstützen, wäre zu kurz gegriffen. Doch sie ganz aus der Verantwortung herauszulassen, geht ebenso wenig. Die Eltern selbst müssen gestärkt und ermutigt werden. Es gibt zum Beispiel immer häufiger Familienhilfen, also Ehrenamtliche, die in die Familien gehen und sie bei Alltagsfragen unterstützen. Oder IntegrationslotsInnen, die Eltern, die sich in Deutschland nicht besonders gut zurechtfinden, bei Behördengängen und Schulfragen helfen. Eine solche Unterstützung, die oft auch die Kommunen selbst anbieten, hilft am Ende allen Eltern, egal welchen Hintergrund sie mitbringen. Eltern, die andere Wurzeln haben als deutsche, müssen aber oft noch einmal zusätzlich an die Hand genommen werden. Das Leben in Deutschland stellt sie meist vor Herausforderungen sprachlicher und/oder kultureller Art, das kann auch in der zweiten oder dritten Generation noch so sein. Sich abzuschotten kann nicht die Lösung sein. Vor allem Eltern mit nichtdeutschen Wurzeln müssen erkennen: Die Kinder gehen nun mal in Deutschland zur Schule, sie haben deutsche Freunde, werden zum Geburtstag mit Würstchen und Kartoffelsalat eingeladen und wollen an der Klassenfahrt teilnehmen. Sie müssen Teil der Gesellschaft sein, von Beginn an, sonst werden sie immer wieder in eine Außenseiterposition kommen. Es sind immer zwei Seiten, die zählen. Die Alteingesessenen, aber auch die Neuankömmlinge sollten aufeinander zuge-

hen und Verständnis aufbringen. Den Kindern selbst lässt sich das schwer abverlangen, hier sind die Erwachsenen in der Verantwortung. Die Kinder sind, was sie sind, Kinder. Und das müssen sie auch sein dürfen.

Die Schauspielerin Sibel Kekilli hat selbst als Kind erlebt, wie schwer es sein kann, ohne Unterstützung von zu Hause. Sie wuchs in Heilbronn auf, hat drei Geschwister. Ihre Eltern kamen Ende der 1970er-Jahre aus der Türkei nach Deutschland und waren Arbeiter, der Vater in der Fabrik, die Mutter Reinigungshilfe. Sibel und ich kennen uns gut, und ohne Pandemie würden wir viel öfter gemeinsam am Küchentisch beim Abendessen sitzen. Diese besondere, ausgezeichnete deutsche Schauspielerin hat einen steinigen Weg hinter sich. Mit 23 Jahren wurde sie über Nacht berühmt, durch ihre Hauptrolle in Fatih Akins Film »Gegen die Wand«. Sie spielt dort eine junge Frau, Tochter einer strenggläubigen und traditionsbewussten türkischstämmigen Familie. Sie will frei leben, ohne das erdrückende Korsett, und heiratet einen desillusionierten Alkoholiker.

»Gegen die Wand« ist einer der besten Filme, die ich bisher gesehen habe. Er hat mich berührt, aufgebracht, nachdenklich gestimmt, und das lag zu großen Teilen an Sibel, die wie gemacht ist für diese Rolle; aber auch daran, dass mir das Thema selbst so nah war. Später wurde Sibel international bekannt durch die Erfolgsserie »Game of Thrones«. In der Fantasy-Saga, die zu den meistgesehenen und beliebtesten Serien der Welt gehört (ich habe übrigens in durchgemachten Nächten GOT-Bingewatching betrieben), spielte Sibel Kekilli »Shae«, die Geliebte von Tyrion Lennister. Nun schwärme ich regelrecht für Sibel, es geht aber über ihre Schauspielerinnenleistungen hinaus.

Ich habe selten jemanden getroffen, der sich so durch- und hochgekämpft hat. Der oft allein mit sich und den Problemen war, und doch eine solche Stärke bewiesen hat. Das bewegt mich immer wieder. Ich traf Sibel bei ihr zu Hause am Küchentisch, bei Apfelkuchen und Cappuccino. Und es sollte ein intensives Gespräch werden.

PINAR: Sibel, ich bin ja ein wenig neidisch auf dich ...

SIBEL KEKILLI: Wieso?

PINAR: Du hast die Schule als Klassenbeste beendet.

SIBEL KEKILLI: (lacht laut und herzlich) Ja, das stimmt.

PINAR: Also ich habe gerade so bestanden.

SIBEL KEKILLI: Aber du hast bestanden, das ist doch das Wichtigste.

PINAR: Warst du eine Streberin?

SIBEL KEKILLI: Ja, schon. Ich hatte, ehrlich gesagt, nicht viel anderes als das Lernen in meinem Leben, das war mein Anker. Ich habe es gehasst, wenn Feiertage waren oder Wochenende und ich nicht in die Schule gehen konnte. Denn zu Hause durfte ich nicht viel, ich wurde weder gefordert noch gefördert, und so war das Einzige, was ich hatte, die Schule. Dort war ich dann tatsächlich eine Streberin, und ich war schon manchmal auch eine unangenehme Streberin.